

Vergleich und Typenbildung in der qualitativen Forschung

2

Die komparative Analyse wird seit Durkheim als ‚Königsweg‘ der Sozialforschung verstanden, wenngleich die Frage, wie sich ihr Beitrag zu den Sozialwissenschaften gestaltet, kontrovers diskutiert bleibt (vgl. u. a. Przeworski & Teune 1970; Matthes 1992; Schriewer 2000). Für die qualitative Sozialforschung war der Vergleich schon von Bedeutung, bevor sie sich selbst auf den Begriff gebracht – und über ihre methodologischen Fundamente nachgedacht – hat: Unter anderem die Arbeiten der frühen Chicagoer Schule in den 1920er und 1930er Jahren waren implizit durch die komparative Analyse unterschiedlicher Sozialwelten strukturiert (siehe hierzu Nohl 2003, S. 71 ff u. Bohnsack 2005a). Erst viele Jahre später wurden diese praktischen Erfahrungen, bei denen der Vergleich jedoch „unsystematisch“ geblieben war und „die Suche nach Vergleichsgruppen nicht bis an die Grenze der Entwicklung einer Theorie ging“, aufgegriffen und reflektiert. Im Zuge dessen entwickelten Glaser und Strauss (1969, S. 155) die „Grounded Theory“ als eine Strategie, mit der auf dem Wege der „constant comparative method“ (ebd., S. 101) empirisch fundiert Theorie gebildet werden kann. Damit war das Potential der komparativen Analyse für das Erzielen fallübergreifender empirischer Ergebnisse, d. h. für die *Theorie-* und *Typenbildung*, von der Frühzeit der qualitativen Forschung an erkannt.

In der dokumentarischen Methode wird der Vergleich ebenfalls als eine durchgängige Analysehaltung angesehen, die der Typen- und damit der Theoriebildung dient. Allerdings erhält er hier noch zwei weitere Bedeutungen: Der Vergleich zwischen zwei Fällen hat eine *erkenntnisgenerierende* und eine *erkenntnis-kontrollierende Funktion*, insofern die Forschenden schon bei der Rekonstruktion eines Einzelfalls immer auf Reflexions- bzw. Vergleichshorizonte angewiesen sind. Nur soweit diese Vergleichshorizonte empirisch, d. h. durch Kontrastfälle, untermauert sind, können sich die Forschenden von der Befangenheit in ihren eigenen Selbstverständlichkeiten und Erwartungen lösen (vgl. Bohnsack 2007a, S. 38

u. 65). Dabei können gerade Kontrastfälle dabei helfen, Sinnzusammenhänge im untersuchten Fall überhaupt erst zu entdecken (vgl. Nohl 2012a, S. 41 ff).

In dem vorliegenden Kapitel soll zunächst diese erkenntnisgenerierende und -kontrollierende Funktion der komparativen Analyse in Auseinandersetzung mit einem einzelfallrekonstruktiven Ansatz herausgearbeitet werden (2.1). Sodann werde ich die Typisierung von Fällen mit der Typisierung von Falldimensionen kontrastieren (2.2), um schließlich unterschiedliche Formen der Typenbildung zu diskutieren (2.3).

2.1 Qualitative Forschung zwischen Fallrekonstruktion und komparativer Analysehaltung

Innerhalb der deutschsprachigen Sozialwissenschaften ist die qualitative Sozialforschung in den 1970er und 1980er Jahren oftmals mit der Begründung lanciert worden, mit ihr könne die Individualität und Singularität des Einzelfalles gegenüber den Massendaten der standardisierten Forschung prononciert werden. Damit wurde allerdings zugleich der Anspruch, empirische Ergebnisse mit einem theoriebildenden Potential zu erzielen, aufgegeben (vgl. zu dieser Kritik: Krüger 1999, S. 26).

Anspruchsvollere Ansätze der qualitativen Sozialforschung haben es sich hingegen von Anfang an zur Aufgabe gemacht, aus der Fallrekonstruktion heraus generalisierungsfähige Aussagen zu treffen. So postuliert Ulrich Oevermann, dass „auch auf der Basis der Rekonstruktion eines einzigen Falles schon erhebliche Generalisierungsmöglichkeiten im Hinblick auf Typen- und Modellbildung bestehen“ (2000, S. 99). Bei der von ihm entwickelten objektiven Hermeneutik handelt es sich wohl um das derzeit elaborierteste fallrekonstruktive Verfahren. Daher möchte ich anhand einer Gegenüberstellung von objektiver Hermeneutik und dokumentarischer Methode die Implikationen der fallrekonstruktiven und der fallvergleichenden Herangehensweisen herausarbeiten.

In der von Ulrich Oevermann und seinen Mitarbeiter(inne)n entwickelten objektiven Hermeneutik (vgl. Oevermann et al. 1980 u. 1983, Leber/Oevermann 1994, Oevermann 2000 sowie – kritisch – Reichertz 1997, Wohlrab-Sahr 2003, Bohnsack 2007a) spielt der Fall deshalb eine zentrale Rolle, weil alleine die genaue und detailreiche Fallrekonstruktion es ermögliche, zu einer „Strukturgeneralisierung“ zu kommen (Oevermann 2000, S. 58). Unter der Struktur versteht Oevermann dabei die Art und Weise, in der in einem Fall Lebenspraxis hervorgebracht wird (z. B. ein Problem gelöst und das Leben bewältigt wird). Dabei handelt es sich hier notwendig um eine Prozessesstruktur, existiert sie doch nur, soweit sie sich im Fall immer wieder reproduziert. Sollte dies nicht möglich sein,

kann es, so Oevermann, zu einer Transformation der Fallstruktur kommen (vgl. ebd., S. 95).

Die Fallstruktur könne nur in einer strikten Sequenzanalyse rekonstruiert werden. Diese Sequenzanalyse werde dem Fall nicht von außen aufgezwungen, sondern ergebe sich aus der Struktur des Sozialen überhaupt: „Jedes scheinbare Einzel-Handeln ist sequentiell im Sinne wohlgeformter, regelhafter Verknüpfung an ein vorausgehendes Handeln angeschlossen worden und eröffnet seinerseits einen Spielraum für wohlgeformte, regelmäßige Anschlüsse“ (ebd., S. 64). Struktur manifestiert sich demnach in einer Abfolge von Selektionen, in denen einzelne Akte oder Äußerungen an die vorangegangenen Akte oder Äußerungen anschließen. Mit jeder sich so ergebenden Selektion wird aber nur *eine unter vielen* Anschlussmöglichkeiten realisiert. Die Struktur ergibt sich daraus, dass die Sequenzen nicht zufällig entstehen, sondern einer Regelmäßigkeit unterliegen, in der sie sich reproduzieren. Oevermann kann sich in dieser Hinsicht auf den amerikanischen Pragmatismus von Peirce, Dewey und Mead berufen; er stimmt bis hierin aber auch mit anderen Verfahren der qualitativen Sozialforschung, u. a. mit der dokumentarischen Methode, überein.

Dann aber sieht Oevermann in der Struktur immer das Allgemeine aller möglichen Anschlüsse und das Besondere des jeweils realisierten Anschlusses aufbewahrt: „Die konkrete Besonderheit des historischen Gebildes bildet sich ... scharf als Kontrast auf der Folie der ‚objektiven Möglichkeiten‘ seiner einbettenden Milieus inklusive der Möglichkeiten der objektiven Vernunft universeller Regeln ab“ (1991, S. 270). Oevermann unterscheidet hier also scharf zwischen dem empirisch zu rekonstruierenden, besonderen „Gebilde“, d. h. dem Fall, und den allgemeinen Möglichkeiten.

Das Allgemeine und das Besondere fasst Oevermann als zwei Parameter. Den ersten Parameter (des Allgemeinen) bestimmt er als die „Menge aller Regeln, die bei Gegebenheit ... einer bestimmten Äußerung oder Handlung determinieren, welche Handlungen oder Äußerungen regelgerecht angeschlossen werden können und welche regelgerecht vorausgehen können“. Der zweite Parameter (des Besonderen) gründet sich „in den Determinanten der Selektionsentscheidung“, d. h. in der Strukturierung des konkreten Falles (1991, S. 271).

In der Sequenzanalyse werden nun „zunächst mit Bezug auf den ersten Parameter an einer gegebenen Sequenzstelle die durch den sie füllenden Akt bzw. das sie füllende Ausdruckselement regelgemäß eröffneten wohlgeformten Anschlussmöglichkeiten, die pragmatische Erfüllungsbedingungen genannt werden, expliziert ... (analog zu Max Webers ‚gedankenexperimenteller‘ Explikation ‚objektiver Möglichkeiten‘). Sodann wird auf dieser Kontrastfolie das tatsächlich sich daran anschließende nächstfolgende Sequenzelement einer Fallstruktur ... zugerechnet und in seiner objektiven Bedeutung bestimmt“ (2000, S. 69; i. O. k.).

Hier zeigt sich: Auf die „objektiven Möglichkeiten“, die den ersten Parameter konstituieren, behaupten die objektiven Hermeneut(inn)en also einen Zugriff zu haben. Indem von einer Forschergruppe möglichst viele Interpretationen an den Text herangetragen werden, geben diese Interpretationen „die Kontrastfolie der ‚objektiven‘ Möglichkeiten ab, die der Fallstruktur prinzipiell offen gestanden hätten, deren Nicht-Wahl aber genau ihre Besonderheit ausmacht“ (Oevermann, zit. n. Bohnsack 2007a, S. 85). Objektive Hermeneut(inn)en kontrastieren also ihre eigenen gedankenexperimentellen Vergleichshorizonte mit dem empirischen Fall. Die beiden Schritte der objektiven Hermeneutik lassen sich graphisch darstellen (siehe Abbildung 1 und 2).

Bei dieser rekonstruktiven Sequenzanalyse sieht die objektive Hermeneutik von dem Vorwissen, das man zu einem Fall hat (etwa zu dem Beruf einer Interviewpartnerin, zu der organisatorischen Situierung einer Interaktion etc.), d. h. zu den Hinweisen auf seinen „äußeren Kontext“ (Oevermann 2000, S. 96), strikt ab. Erst im Zuge der Sequenzanalyse baut man allmählich ein fallimmanentes Kontextwissen, d. h. empirisch aus der Fallrekonstruktion generiertes Wissen zu dem „inneren Kontext“ (ebd., S. 95), auf. Da man zunehmend mehr darüber erfährt, wie in dem Fall an vorangegangene Handlungen angeknüpft wurde, lässt sich dieses Wissen für die Rekonstruktion nutzen. „Wenn nun dieser ‚innere Kontext‘ genügend angewachsen ist, dann bedeutet das, daß die Fallstruktur sich in ihrer Spezifität und Prägnanz genügend konturiert hat und deshalb die Sequenzanalyse berechtigt abgebrochen werden kann“ (ebd.). Hierfür muss zumindest an einem weiteren Segment des Falles eine Reproduktion der zunächst rekonstruierten Fallstruktur identifiziert oder aber deren Transformation festgestellt worden sein.

Nachdem nun die grundsätzliche Vorgehensweise einer objektiv-hermeneutischen Fallrekonstruktion knapp skizziert ist (auf weitere Aspekte gehe ich in Abschnitt 2.2 ein), möchte ich diese kritisch betrachten und mit der dokumentarischen Methode kontrastieren. In der von Oevermann vorgeschlagenen sequenzanalytischen Vorgehensweise ergibt sich – aus der Sicht der dokumentarischen Methode – ein Problem, das auf die methodischen Grenzen einzelfallrekonstruktiver Verfahren im Allgemeinen verweist: Wie Bohnsack schreibt, basiert die von Oevermann angesprochene „Kontrastfolie“ der „objektiven Möglichkeiten“ auf den „in die interpretativen Kompetenzen des Forschers eingelassenen Normalitätsvorstellungen“ (Bohnsack 2007a, S. 85). Mit anderen Worten: Die Forschenden sind, wenn sie gedankenexperimentell die ‚objektiven Möglichkeiten‘ von Anschlusshandlungen an eine erste Handlung bestimmen wollen, auf ihre eigenen Erfahrungen, theoretischen Kenntnisse und Wissensbestände angewiesen, die jenseits des zu rekonstruierenden Falles liegen, aber die Normalitätsfolie bilden, vor deren Hintergrund der Fall gesehen wird. Damit ist erstens das Problem verbunden, dass der jeweilige Fall „primär im Lichte der Abweichungen von der Nor-

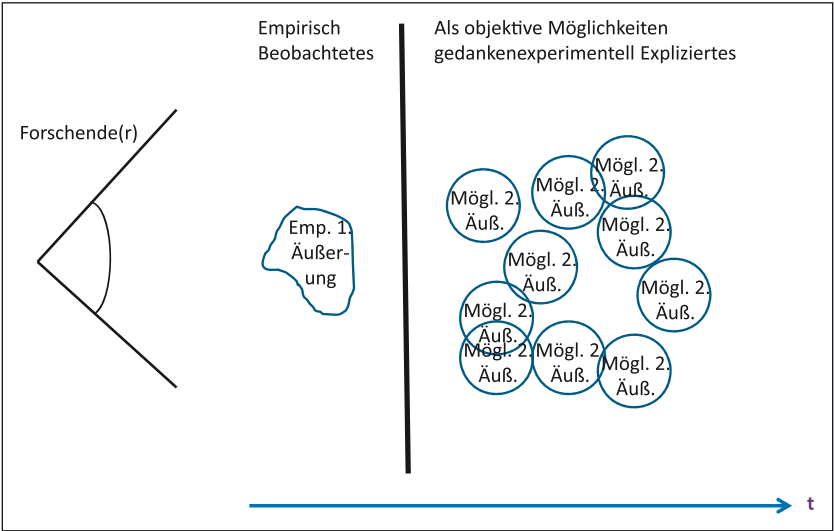


Abb. 1 Gedankenexperimentelle Explikation „objektiver Möglichkeiten“

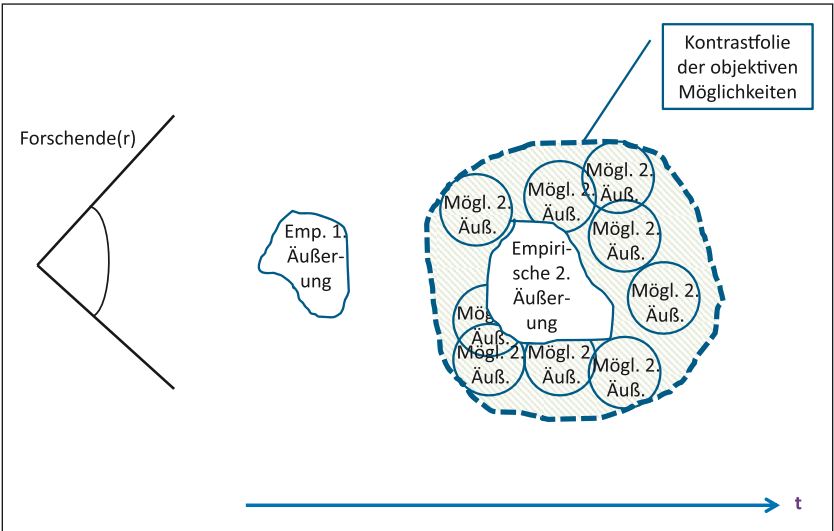


Abb. 2 Beobachtung der empirischen 2. Äußerung auf der Kontrastfolie „objektiver Möglichkeiten“

malitätsfolie“ (ebd., S. 84) der Forschenden erscheint. Zweitens unterliegt diese Normalitätsfolie der ‚objektiven Möglichkeiten‘ keiner empirischen Kontrolle. Es ist unmöglich, die Gedankenexperimente der Forschenden empirisch auf ihre Angemessenheit hin zu überprüfen (vgl. hierzu schon Bohnsack 1983, S. 178 ff).

Demgegenüber geht die dokumentarische Methode prinzipiell davon aus, dass den Forschenden die möglichen Anschlüsse an eine erste Handlung nicht vor deren empirischer Rekonstruktion bekannt sein können. Die Vorerfahrungen und Theorien der Forschenden sind also kein adäquates Mittel, um sog. ‚objektive Möglichkeiten‘, innerhalb derer sich die weiteren Handlungen bewegen, zu identifizieren. Dies gilt insbesondere dort, „wo das Fremde [der fremde Fall; AMN] in seiner anders gearteten milieugebundenen Normalität begriffen werden soll, in einer Normalität, die aus einer anders gearteten existentiellen und erlebnismäßigen Verankerung resultiert“ (Bohnsack 2007a, S. 85). Da in der dokumentarischen Methode von dieser grundsätzlichen Fremdheit ausgegangen wird, sind den Forschenden auch die ‚objektiven Möglichkeiten‘, unter denen sich ein Fall strukturieren könnte, prinzipiell nicht bekannt.

Gleichwohl verfolgt auch die dokumentarische Methode eine konsequente Sequenzanalyse. Ähnlich wie Oevermann bezieht sich Bohnsack (2001, S. 335 f) hier auf den Pragmatismus, insbesondere auf George Herbert Mead:³ Wenn eine Äußerung ihre Signifikanz oder Bedeutung im Kontext der Anschlussäußerungen erhält, so konstituiert sich in der Relation von empirisch beobachtbarer erster Äußerung und empirisch beobachtbarer zweiter Äußerung die (implizite) Regelmäßigkeit, die es zu erschließen bzw. zu explizieren gilt. Diese Regelmäßigkeit wird rekonstruiert, indem nach der Klasse von zweiten Äußerungen gesucht wird, die nicht nur thematisch sinnvoll erscheinen, sondern die auch homolog bzw. sinnadäquat zu der empirisch gegebenen zweiten Äußerung sind.

Die Klasse der homologen Äußerungen zur empirisch gegebenen zweiten Äußerung lässt sich nun auf dem Wege des Vergleichs mit minimal bzw. maximal kontrastierenden empirischen Fällen bestimmen: Im Sinne des minimalen Kontrastes wird – neben gedankenexperimentell herangezogenen zweiten Äußerungen – nach empirischen Fällen gesucht, in denen auf eine ähnliche erste Äußerung eine dem ersten Fall homologe Anschlussäußerung folgt. Es geht also darum, Fälle zu finden, in denen die in der ersten Äußerung verbalisierte Problematik

3 Ich stütze mich im Folgenden auf den Wortlaut eines gemeinsam mit Bohnsack formulierten Textes (Bohnsack/Nohl 2007, S. 303 f), ersetze aber, um den auf die Interpretation von Gruppendiskussion gemünzten Bezug auf Meads Interaktionstheorie zu vermeiden, die interaktionistische Version der Sequenzialität durch eine allgemein-pragmatistische, wie sie schon in der „pragmatistischen Maxime“ von Charles Sanders Peirce angelegt ist (vgl. auch Nohl 2012b).

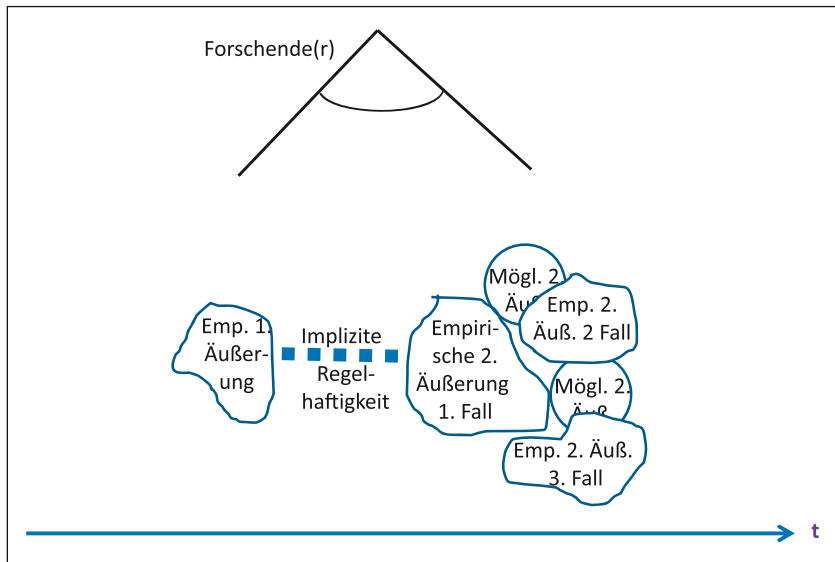


Abb. 3 Suche nach homologen 2. Äußerungen auf der Basis des minimalen Kontrasts

bzw. Thematik auf eine strukturgleiche Art und Weise bearbeitet wurde (siehe Abbildung 3).

Die Bestimmung solcher homologen, funktional äquivalenten Anschlussäußerungen, die zur selben Klasse gehören, ist aber nur dann möglich, wenn sie von anderen, nicht homologen, also heterologen Äußerungen abgegrenzt werden können (siehe Abbildung 4). Die Suche nach Gemeinsamkeiten, d. h. nach homologen, zur selben Klasse gehörenden zweiten Äußerungen setzt immer auch einen Vergleichshorizont nicht dazugehöriger, kontrastierender, d. h. zu anderen Klassen gehörender Anschlussäußerungen voraus. Daher werden an dieser Stelle maximal kontrastierende Fälle in den Vergleich einbezogen. Man rekonstruiert, wie dieselbe in einer ersten Äußerung geschilderte Thematik auch auf eine ganz andere Art und Weise bearbeitet werden kann, welche – zum ersten Fall – heterologen Anschlussäußerungen also in den Kontrastfällen zu finden sind.⁴

⁴ Dabei sollen die in den Graphiken benutzten Charakterisierungen als zweiter, dritter, vierter und fünfter Fall keine Reihenfolge des Samplings implizieren. Bisweilen kann eine frühe maximale Kontrastierung bei der Identifizierung impliziter Regelmäßigkeiten ausgesprochen erkenntnisfördernd sein.

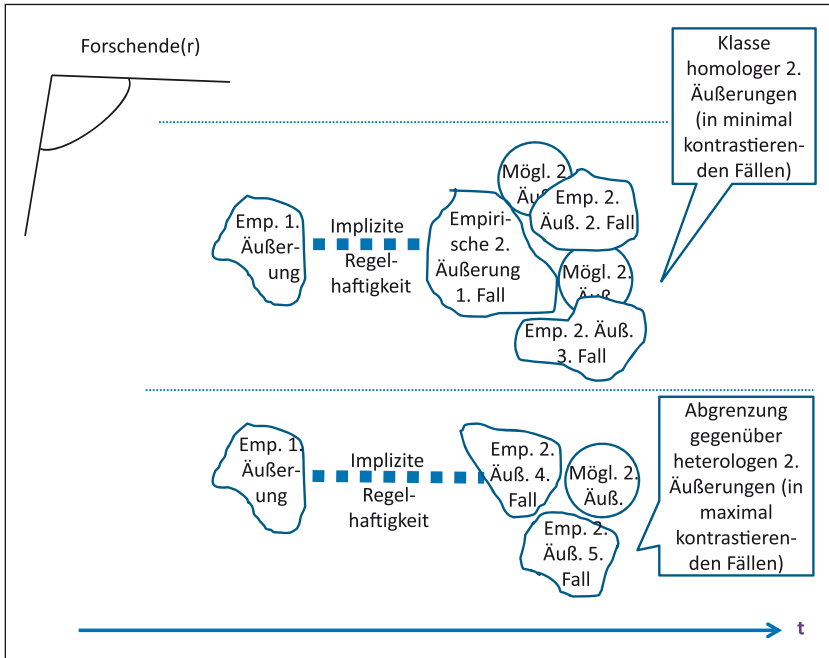


Abb. 4 Identifizierung der Klasse homologer Äußerungen durch Abgrenzung von maximal kontrastierenden Fällen

Zwar werden für die Bestimmung der Klasse homologer Anschlussäußerungen und für deren Abgrenzung gegenüber heterologen Anschlussäußerungen sicherlich immer auch gedankenexperimentelle Vergleichshorizonte genutzt, die – wie ich dies oben der objektiven Hermeneutik vorgeworfen habe – eben stark an die Normalitätserwartungen der Forschenden gebunden sind. Doch gilt es, schon in den ersten Sequenzanalysen die skizzierten Potentiale des empirischen Vergleichs mit minimal und maximal kontrastierenden Fällen zu nutzen. Aus diesem Grund spricht man von einer *komparativen* Sequenzanalyse (vgl. Bohnsack 2001; siehe auch Nohl 2012a, S. 44 ff).

Der komparative Charakter der Sequenzanalyse hat also eine *erkenntniskontrollierende* Funktion: Indem die gedankenexperimentellen Vergleichshorizonte, die zur Bestimmung homologer und heterologer Anschlussäußerungen herangezogen werden, durch empirische Vergleichsfälle ergänzt und tendenziell substituiert werden, lässt sich die „Standortgebundenheit“ bzw. „Seinsverbundenheit“ (Mannheim 1985, S. 227 ff) der Forschenden, d. h. die Bindung der Erkenntnis an

die alltäglich-existentielle Erfahrungswelt der Forschenden, kontrollieren (vgl. Bohnsack 2007a, S. 86 u. Nohl 2007).

Während die objektive Hermeneutik also beansprucht, vorab der Fallanalyse einen Zugang zu den ‚objektiven Möglichkeiten‘ eines Einzelfalles zu haben, vor deren Kontrastfolie sich dann – in einem *gedankenexperimentellen* Vergleich – die spezifische Selektivität des Falles, d.h. seine Struktur, abzeichnet, ist die dokumentarische Methode von Anfang an durch die komparative Analyse *empirischer* Fälle strukturiert (vgl. Bohnsack 2001, S. 337). Denn die spezifische Selektivität eines Falles, d.h. die Art und Weise, der Orientierungsrahmen, in dem in diesem Fall Probleme bearbeitet werden, lässt sich prinzipiell nur in Relation zu homologen Sequenzen und in Abgrenzung zu heterologen Sequenzen, d.h. zu Sequenzen in anderen Fällen, in denen mit demselben Problem auf andere Weise umgegangen wird, rekonstruieren. In dieser Hinsicht ist in der dokumentarischen Methode Erkenntnis stets an den Fallvergleich gebunden (vgl. Bohnsack 2007a, S. 198 ff. u. Nohl 2007).

Die komparative Sequenzanalyse hat aber nicht nur eine erkenntniskontrollierende, sondern auch eine *erkenntnisgenerierende* Funktion. Die Signifikanz der Sequenzialität eines ersten Falles, d.h. die implizite Regelmäßigkeit, die der Abfolge von erster, zweiter und weiteren Äußerungen unterliegt, kann ja den Forschenden überhaupt erst vor dem Hintergrund eines Kontrastes auffallen. Je nachdem, wie dabei der Kontrast gewählt wird, fällt auch die Perspektive aus, die man auf den ersten Fall wirft. Während in der objektiven Hermeneutik diese Perspektive, wie gezeigt, stark durch die Normalitätserwartungen der Forschenden bestimmt ist, kann man in der dokumentarischen Methode durch den Vergleich mit empirischen Kontrastfällen auch andere Aspekte entdecken, die den ersten Fall signifikant machen, die sich aber auf der gedankenexperimentellen Kontrastfolie der Forschenden nicht abgehoben hätten. Das Heranziehen gerade der maximal kontrastierenden Fälle dient also auch dazu, Aspekte in dem ersten Fall zu entdecken, die jenseits der gedankenexperimentellen – und in dieser Hinsicht an die Erfahrungswelt der Forschenden stark gebundenen – Kontrastfolie liegen. Ich werde die erkenntnisgenerierende Funktion der komparativen Sequenzanalyse auch in dem Forschungsbeispiel in Kapitel 4 deutlich machen.

2.2 Typisierung von Fällen oder Kategorienbildung in Falldimensionen?

Mit der Unterscheidung von Einzelfallrekonstruktion und komparativer Analysehaltung ist auch die Frage eng verknüpft, welche Ergebnisse die qualitative Sozialforschung erzielt. So ergibt sich für die objektive Hermeneutik (aber auch für

andere, an sie anknüpfende Verfahren) eine starke Konzentration auf den Fall, während in anderen Verfahren, u. a. in der Grounded Theory und der dokumentarischen Methode, Dimensionen der Erfahrung und Praxis rekonstruiert werden, die quer zum Fall liegen können. Ich möchte im Folgenden zunächst erneut auf die objektive Hermeneutik und auf den eng mit ihr verbundenen Ansatz von Gabriele Rosenthal eingehen, um dann vor dieser Kontrastfolie jene Ansätze herauszuarbeiten, in denen Falldimensionen typisiert werden.

Objektive Hermeneutik

Die objektive Hermeneutik zielt auf die Rekonstruktion von „Fallstrukturgesetzmäßigkeiten“ (Oevermann 2000, S. 119), mit denen die Generalisierungen, die in jedem einzelnen Fall vorliegen, herausgearbeitet werden können. Jedem Fall sei – so lässt sich Oevermann verstehen – eine Generalisierung inhärent, insofern in dem Fall ja über mehrere Abschnitte (und d. h. über mehrere unterschiedliche Problemstellungen und Themen) hinweg dieselbe Art und Weise, mit diesen umzugehen, rekonstruiert werden kann. Diese Fallstruktur ist also gegenüber jedem einzelnen Ereignis generalisiert. Wenn eine Rekonstruktion zu Ende geführt sei, könne daher eine „Strukturgeneralisierung“ (ebd., S. 118) vorgenommen werden.

In der Grundlagenforschung werde man – im Unterschied zur angewandten Forschung oder professionellen Praxis – „natürlich niemals mit der Rekonstruktion eines einzelnen Falles sich begnügen wollen, sondern die Generalisierungsbasis erweitern um zusätzliche, untereinander möglichst kontrastive Fälle“ (ebd., S. 127). Die objektive Hermeneutik nutzt also ebenfalls die komparative Analyse empirischer Fälle. Allerdings betont Oevermann, dass die Strukturgeneralisierung zu einem Fall abgeschlossen sein müsse, bevor der Vergleich mit einem anderen Fall beginnen könne. Die komparative Analyse vollzieht sich, „indem man erst nach der Vollendung der Rekonstruktion des jeweils zuletzt erhobenen Falles den nachfolgenden Fall nach dem Kriterium der maximalen Kontrastierung zu den vorausgehenden Fällen erhebt und auswertet“ (ebd., S. 99).

Dies bedeutet aber, dass die komparative Analyse nicht zur Rekonstruktion des einzelnen Falles beitragen soll (wie dies bei der dokumentarischen Methode mit der komparativen Sequenzanalyse vorgesehen ist), sondern erst an den vollständig rekonstruierten Fällen ansetzt. Damit dient der Vergleich nicht so sehr der Erkenntnisgenerierung oder gar -kontrolle, sondern vornehmlich der Erweiterung der Forschungsperspektive auf bisher nicht in den Blick geratene Fälle. Dies wird auch in folgendem Zitat deutlich, in dem sich Oevermann von einer in quantifizierenden Verfahren üblichen „empirischen Generalisierung“ abgrenzt:

Relationale Typenbildung und Mehrebenenvergleich

Neue Wege der dokumentarischen Methode

Nohl, A.-M.

2013, VI, 134 S. 16 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-01291-5